

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 34 (1958-1959)
Heft: 12

Artikel: Geistige Landesverteidigung
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073293>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Geistige Landesverteidigung

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von Hans Tomamichel

Vor einigen Wochen hatte ich eine lange Diskussion mit einem jungen dänischen Literaten. Als ich ihm einige durchaus ernst gemeinte Komplimente über sein Heimatland machte, nahm sein Gesicht einen gequälten Ausdruck an.

«Das ist alles falsch, was Sie sagen», sprudelte er hervor, «die Entstehung des dänischen Staates beruht nur auf einem geschichtlichen Zufall, ebenso sein Weiterbestehen. Wir wären niemals in der Lage, uns gegen einen ernsthaften Angreifer zu verteidigen; wir hätten übrigens auch keine Lust dazu. Es ist auch

unrichtig, von einer dänischen Kultur zu reden, denn das ist etwas, das es nicht gibt. Sicher gibt es gute dänische Maler und Dichter, aber die Nationalität dieser Künstler hat ihr Werk in keiner Weise beeinflußt. Alle geistig Schaffenden bei uns leiden im Gegenteil unter den engen Verhältnissen. Das Aufgehen in einem vereinigten Europa würde deshalb von den meisten meiner Freunde begrüßt, weil dadurch die provinziellen Fesseln, die uns jetzt been gen, gesprengt würden.»

Und nun entstand die groteske Situation, daß ich dem Dänen klar zu machen suchte,

daß die Dänen eine ausgesprochene Eigenart besäßen, der dänische Staat in vielen Beziehungen vorbildlich sei und sein Verschwinden für die Dänen ein Unglück, für die übrige Welt aber einen großen Verlust bedeuten würde.

Die Gefährdung des Kleinen

Es hat etwas Tragisches, daß fast alle Kleinstaaten im Verlaufe der Geschichtte immer wieder von einem merkwürdigen nationalen Defaitismus befallen werden, von einer Art Tendenz zur Selbstvernichtung. Bei den großen Nationen, den Amerikanern, den Engländern, aber auch bei den Franzosen, ist das nicht so. Wohl gibt es auch in jenen Ländern Intellektuelle, die ihr Vaterland grundsätzlich ablehnen und ihm, wenn sie können, vielleicht sogar den Rücken kehren; aber sie bilden nur eine kleine Schicht, die am Rande steht. Selbst die Mitglieder der Oppositionsparteien, die im schärfsten Gegensatz zur Regierung stehen und diese täglich auf rücksichtsloseste Art angreifen, denken nicht daran, die Daseinsberechtigung ihrer Nation in Frage zu stellen. Auch sie sind derart eingebettet in ihre Nation, daß sie sich ein Leben außerhalb von ihr gar nicht denken können.

Die Angehörigen der kleinen Völker haben nicht dieses selbstverständliche Gefühl der Geborgenheit. Wegen ihrer Kleinheit sind sie viel mehr Einflüssen von außen ausgesetzt. Ihre Eigenart und damit der Wille zur Verteidigung ihrer Eigenart sind ständig gefährdet. Amerika, England, Frankreich brauchen keine bewußte geistige Landesverteidigung, wohl aber Dänemark, Holland und auch die Schweiz.

Vielleicht sind zwar die jungen Schweizer, die ähnlich reden wie mein dänischer Gesprächspartner, nicht so zahlreich wie die jungen Dänen; sie sind aber, wie ich in Diskussionen mit Studentengruppen feststellen mußte, doch zahlreicher als man denkt, zahlreicher als vor zehn Jahren, als die Einsicht der Notwendigkeit der geistigen Landesverteidigung das ganze Schweizervolk erfaßt hatte.

Die ewige Aufgabe

Als ich jung war, war ich der Ansicht, im Leben eines Menschen gehe eine eindeutige Entwicklung vor sich – Probleme, die einmal gelöst seien, seien ein für allemal ge-

löst. Seit ich älter geworden bin, muß ich feststellen, daß das nicht so ist. Die gleichen Schwierigkeiten begleiten uns bis zu unserem Tod. Sie tauchen immer wieder aufs neue in etwas anderer Form auf.

Bei den Nationen verhält es sich nicht anders. Jede Generation muß das, was sie von den Vätern ererbte, aufs neue erwerben, um es zu besitzen. Eines dieser ewigen Probleme für unser kleines, schwaches, im Herzen Europas gelegenes, so vielen Einflüssen ausgesetztes Land ist die geistige Landesverteidigung. Nicht nur muß man sich ständig mit ihr befassen, sogar die Erkenntnis ihrer Notwendigkeit muß immer aufs neue erkämpft werden. Bei der militärischen Landesverteidigung ist es im Grunde nicht anders, nur ist dort die Tradition ausgeprägter und die Notwendigkeit der Stärkung des militärischen Wehrwillens leichter zu begreifen als dort, wo es um unsichtbare Gefahren geht.

Als wir vor 34 Jahren den Schweizer Spiegel gründeten, war nicht nur das Wort «Geistige Landesverteidigung» fast unbekannt, auch die ihr zugrundeliegende Idee war in Vergessenheit geraten. Damals herrschte die Auffassung, es gebe überhaupt keine schweizerische Eigenart, nicht einmal einen «Esprit suisse», sondern höchstens einen «Esprit en Suisse». Die Ansicht, die Schweizer beständen «eigentlich» aus drei Nationen, aus Deutschen, Franzosen und Italienern, die sich zu einem Staat zusammengeschlossen hätten, war nicht nur allgemein im Ausland verbreitet, sie wurde auch von den meisten Schweizern geteilt. Bundesrat Motta, ein typischer Exponent dieser Geisteshaltung, sagte einmal wörtlich: «Wir sind um so bessere Schweizer, je bessere Deutsche, Franzosen, Italiener wir auf kulturellem Gebiete sind.»

Die Schule trug das ihrige zur Verbreitung dieser Ansicht bei. Zur Stützung der Theorie, die Welschschweizer seien «eigentlich» Franzosen, die Deutschschweizer «eigentlich» Deutsche, mußte, wie immer in solchen Fällen, die Geschichte herhalten. Allgemein wurde gelehrt, die Welschschweiz sei wie Frankreich von der romanischen, die deutsche Schweiz wie Deutschland von der germanischen Rasse bewohnt. Die Tatsache, daß die germanischen Stämme bei der Völkerwanderung auch ins Welschland, ja nach Frankreich und Italien, wo angeblich die romanische Rasse leben soll, eindrangen, wurde von diesen terribles simpli-

ficateurs ignoriert. Davon, wie stark das Erbe unserer keltischen Vorfahren in uns nachwirkt, hörte man sehr wenig. Allgemein war die irrite Ansicht verbreitet, die Kelten seien bei der Völkerwanderung mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden.

Aber abgesehen davon verkannte man die selbstverständliche Wahrheit, daß ein Volk ja nicht nur durch das Blut, sondern durch Blut, Boden und Geist geformt wird.

Der Kampf, den der Schweizer Spiegel für die geistige Landesverteidigung führte, stieß deshalb anfänglich auf wenig Verständnis. Erst als in Italien der Faschismus und in Deutschland der Nationalsozialismus auftauchten und sich die Ausstrahlungen dieser gefährlichen Ideologien auf unser Land bemerkbar machten, trat eine Wandlung der öffentlichen Meinung ein. Vor allem die Landesausstellung 1939 war eine großartige Manifestation der schweizerischen Eigenart, Ausdruck eines eigentlichen seelischen Durchbruches, der stattgefunden hatte. Was wir in den kühnsten Träumen nie zu hoffen gewagt hatten, war Wirklichkeit geworden.

Nun erlebte ich aber abermals eine Überraschung. War ich früher zu pessimistisch gewesen, so war ich nun zu optimistisch. Bei Kriegsausbruch glaubte ich, die Störung des schweizerischen Nationalbewußtseins sei nun endgültig, oder zum mindesten für Jahrzehnte behoben und wir stünden am Anfang einer eigentlichen Wiedergeburt des schweizerischen Geisteslebens. Es ist leider nicht ganz so gekommen.

Bereits ist wiederum eine Generation herangewachsen, die von den Einsichten, zu welchen sich die Väter durchgerungen haben, nichts mehr wissen will, bereits tauchen in Diskussionen immer häufiger wieder jene Fragen auf, die mir aus der Zeit vor dem letzten Krieg bekannt sind und die ich längst beantwortet glaubte.

«Gibt es denn», fragen diese jungen Zweifler, genau wie ihre Väter oder Großväter vor 40 Jahren, «überhaupt eine schweizerische Eigenart und worin soll sie bestehen?»

Worte versagen

Worin besteht das Wesen des Schweizerischen?

Immer wenn mir diese Frage gestellt wird, muß ich ehrlicherweise antworten: «Ich kann

es nicht sagen.» Wenn irgendwo, dann gilt hier das Wort des chinesischen Weisen: «Wenn du mich fragst, weiß ich es nicht, wenn du mich nicht fragst, weiß ich es.»

Mit der Aufzählung einzelner Eigenschaften kommt man nicht weit, vor allem nicht damit, daß man sich einzelne Tugenden zuschreibt, wie etwa Fleiß, Durchsetzungskraft, Redlichkeit usw., denn das machen alle Nationen. Was das Charakteristische eines Menschen ausmacht, sind überhaupt nicht einzelne Eigenschaften, sondern bestimmte Kombinationen von Eigenschaften, mit etwas verschiedenen Gewichten.

Daß sich das Schweizertum nicht definieren läßt, ändert aber an seiner Existenz nichts. Auch das Wesen des Deutschtums, des Franzosenstums, des Amerikanertums läßt sich ja nicht in Worte fassen, und doch wird niemand das Vorhandensein einer deutschen, französischen, amerikanischen Eigenart bestreiten wollen.

Was die Erfassung der schweizerischen Eigenart so schwierig macht, ist der Umstand, daß unsere Kultur föderalistisch, unsere Eigenart in den Kantonen, Regionen und Gemeinden verankert ist. Es gibt Zürcher, Basler, Berner, Genfer, aber keinen Einheits-Schweizer, wie es zum Beispiel einen standariserten Amerikaner gibt – trotzdem natürlich auch die Vereinigten Staaten innerhalb ihres Landes große Verschiedenheiten aufweisen.

Daß aber die Basler von den Zürchern und alle beide wieder von den Waadtländern so verschieden sind, heißt noch nicht, daß sie nicht doch etwas Gemeinsames haben. Rein äußerlich kann man in der Regel den Welschschweizer vom Franzosen und den Deutschschweizer vom Deutschen unterscheiden, und zwar nicht nur an der Kleidung, sondern am Haarsatz, der Kopfhaltung, dem Gang, den Bewegungen usw. Natürlich bestehen die Unterschiede nur in Nuancen, aber sie sind eben doch da.

Jedem, der viel im Ausland reist, ist es schon begegnet, daß er irgendwo in einem fernen Erdteil von einem Landsmann mit den Worten angesprochen wird: «Sie sind sicher auch ein Schweizer», und wenn man dann frägt: «Wie so haben Sie das gemerkt?», erhält man zur Antwort: «Ich weiß nicht, ich habe es sofort gedacht, als ich Sie sah.»

Unsere föderalistische Einstellung macht es

uns Schweizern in der Schweiz schwierig, das Gemeinsame zu sehen; wir sind dafür zu sehr auf das Beobachten der Unterschiede eingestellt. Der Auslandschweizer ist eher in der Lage, das Wesen des Schweizerischen zu erkennen.

Das Schweizertum dringt nicht immer an die Oberfläche. Es lebt sozusagen in den unteren Schichten des Bewußtseins. Aber deswegen ist es nicht weniger lebendig. Es ist wie ein unterirdischer Strom, mächtig, aber nicht sichtbar. Nur wer sucht, findet; nur mit gutem Willen kann man die schweizerische Eigenart erkennen. Besitzt man aber diesen, so merkt man, daß unsere Lebensform und unsere Kultur anders sind als jene der uns umgebenden Völker.

Irgendwie hängt das typisch Schweizerische mit unserer Demokratie zusammen; diese ließe sich deshalb nicht mehr aufrecht erhalten, wenn wir unsere Eigenart aufgeben würden. Die schweizerische Eidgenossenschaft ist zwar die älteste, aber durchaus nicht die einzige echte Demokratie, die es gibt. Aber sie weist eigenartige Züge auf, die man anderswo nicht findet. Eine Art familiäre Besorgtheit für unsere Mitmenschen, die allerdings nicht nur ihre schönen, sondern auch ihre weniger angenehmen Seiten hat, wie zum Beispiel eine zu stark betonte erzieherische Einstellung dem Nächsten gegenüber.

Diese allzu pädagogische Einstellung wird aber in vielen Lebensgebieten entgiftet durch eine Abneigung gegen jede Gleichschaltung. Es ist nicht eigentlich Toleranz, was bei uns die Gleichmacherei verhindert, sondern eine tief verwurzelte Freude an der Vielfalt. Die Pflicht ist zur Neigung geworden. Gleichzeitig ist es uns gelungen zu verhindern, daß diese Vielfalt zur Auflösung führt, also die Einheit in der Vielfalt zu erreichen.

Aber das sind alles nur unvollkommene Formulierungen. Das gemeinsame Schweizerische ist eine Gefühlslage, eine Verhaltensweise. Man kann es erleben, aber nicht ausdrücken. Es wird uns eigentlich nur dann richtig bewußt, wenn jemand dagegen verstößt, zum Beispiel ein nicht richtig assimilierter Eingebürgerter.

Der Schweizer Spiegel hat von jeher eine seiner Hauptaufgaben darin gesehen, nicht nur in theoretischen Artikeln, sondern in der Darstellung von Lebensschicksalen, von Berufserlebnissen, von Erfahrungen in Küche und

Haushalt aufzuzeigen, wie dieses typisch Schweizerische Gestalt annimmt.

Besser als die Psychologen sind natürlich die Dichter in der Lage, das typisch Schweizerische aufzuzeigen, wie das etwa durch Gotthelf oder Gottfried Keller geschehen ist, oder in neuerer Zeit durch Meinrad Inglin und Kurt Guggenheim.

Eine der am besten profilierten Zeichnungen eines typisch schweizerischen Menschen – wenn auch nicht *des* schweizerischen Menschen – ist Bernhard Shaw gelungen in seinem Theaterstück vom Schokoladesoldaten. Die amüsante Gestalt von Kapitän Bluntschli, der seine Romantik durch zur Schau getragene Nüchternheit und seine Abenteuerlust mit scheinbarem Philistertum maskiert, ist typisch schweizerisch.

Die bevölkerungspolitische Überfremdung

Weil die schweizerische Eigenart so schwer faßbar ist, ist für unser Land die Gefahr der Überfremdung besonders groß. Sie wird noch verstärkt durch unsere Lage im Herzen Europas, physisch und geistig. Vor allem in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg war man diesen Gefahren gegenüber vollständig blind. Man ließ es deshalb zu, daß die Zahl der Ausländer ins Ungemessene stieg. Während 1850 in unserem Land nur 2,9 Prozent Ausländer waren, stieg diese Zahl 1910 auf 14,7 Prozent, 1914 war beinahe jeder fünfte Einwohner ein Ausländer. Beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges wohnten in Zürich 62 000 Deutsche, in Basel 42 000 Deutsche, in Genf 38 000

Plakat für den
Schweizer Spiegel
von
H. Tomamichel
aus dem
Jahre 1938



Franzosen und 31 000 Italiener. Das war viel mehr, als wir assimilieren konnten.

Der Einfluß dieser Einwanderer auf das schweizerische Geistesleben war unvorstellbar groß. An den Universitäten und Mittelschulen wirkten zahllose fremde Kräfte. An der juristischen Fakultät Basel waren zu jener Zeit von fünf ordentlichen Lehrstühlen vier in den Händen von Reichsdeutschen.

Schon vorher hatten die 48-iger Emigranten unseren Universitäten weitgehend ihren Stempel aufgedrückt. Ihnen ist es zuzuschreiben, daß es uns nicht gelang, einen eigenen Hochschultypus zu schaffen, sondern daß wir uns damit begnügten, ausländische Vorbilder nachzuahmen.

Die 48-iger Emigranten waren auch maßgebend beim Aufbau des Volksschulwesens im letzten Jahrhundert beteiligt. Für die schweizerische Volkskultur und für die schweizerische Volkssprache hatten diese Leute begreiflicherweise wenig Verständnis. Die Mißachtung, die dem Dialekt immer noch von vielen Lehrern entgegengebracht wird, geht zum großen Teil auf diesen Ursprung zurück. Daß es so weit kam, war nicht der Fehler der Zugewanderten, die selbstverständlich auch sehr viel Gutes brachten, sondern ausschließlich eigenes Versagen.

Sehr gefährlich wirkte sich die Überfremdung auch in der schweizerischen Arbeiterbewegung aus. Ohne ausländischen Einfluß hätte vielleicht nie die Schwenkung zum Marxismus stattgefunden. Der Grütliverein stand – wie die Sozialdemokratie heute wieder – noch auf nationalem Boden, dann aber gewannen die deutschen Genossen immer mehr Einfluß. Sie übertrugen ihren begreiflichen Haß gegen den deutschen Militarismus Wilhelms des Zweiten auf unsere so ganz anders geartete Volksarmee.

Nach 1914 ging dann die Zahl der Ausländer stark zurück, allerdings hauptsächlich durch Einheirat und Einbürgерung.

In den letzten Jahren ist aber im Zusammenhang mit der Überbeschäftigung wiederum eine umgekehrte Entwicklung festzustellen. Im August des letzten Jahres betrug allein die Zahl der bei uns tätigen Fremdarbeiter 325 834 – die zirka 38 000 Grenzgänger nicht gezählt. Kein anderes Land Europas, von England, Amerika und Kanada ganz zu schweigen, weist einen solchen Prozentsatz von Ausländern auf. Allen gegenteiligen Versicherungen zum Trotz

wird ein großer Teil von ihnen hier bleiben, wahrscheinlich mehr, als wir assimilieren können.

Natürlich ist unsere Industrie froh um diese zusätzlichen Arbeitskräfte, aber der wirtschaftliche Standpunkt darf nicht der einzige sein, der bei der Beurteilung solcher Fragen angewendet wird. Natürlich handelt es sich bei den Fremdarbeitern um Menschen, die genau so wertvoll sind wie die Schweizer, aber sie bilden wegen ihrer großen Zahl eine Gefahr für die Erhaltung unserer Eigenart.

Aus den verschiedensten Gründen will man aber diese Gefahren nicht sehen und kann sich nicht zu einer systematischen Einwanderungspolitik aufraffen, wie sie viel weniger gefährdete Länder, wie die Vereinigten Staaten, Kanada, Australien usw. seit langem betreiben.

Die Integrierung Europas droht die Gefahr der Überfremdung noch weiter zu verschärfen. Nicht nur die Länder des Gemeinsamen Marktes – dem sich ja die Schweiz kaum anschließen wird – sondern auch jene der geplanten Freihandelszone sehen die Freizügigkeit der Niederlassung vor. Die nordischen Länder, aber auch Österreich und Portugal, werden dadurch kaum vor besondere Probleme gestellt. Die Einwanderung nach diesen Gebieten wird nie einen solchen Umfang annehmen, wie jene in die Schweiz, die aus geographischen, sprachlichen, wirtschaftlichen und psychologischen Gründen eine viel größere Anziehungskraft ausübt.

Es ist dringend zu hoffen, daß unsere Behörden diese Freizügigkeit der Niederlassung für unser Land nicht akzeptieren. Ich bin fest überzeugt, daß sie den Anfang des Unterganges der Schweiz bedeuten würde. Die Gefahr ist deshalb so groß, weil auf die Dauer die kleinen Sieben ja nicht unter sich bleiben werden und Abmachungen, die wir jetzt eingehen, deshalb eine viel weitreichendere Bedeutung bekommen können. Die Lösung würde vielleicht darin bestehen, daß in das Vertragswerk ein Paragraph eingefügt wird, der die Mitwirkenden von der Gewährung der Freizügigkeit entbindet, wenn die Überfremdung einen gewissen Prozentsatz überschritten hat.

Auch die ausländischen Touristen – vor allem wenn ihre Zahl im Zusammenhang mit dem kommenden Sozialtourismus stark anschwellen würde – wirken im Sinne der Überfremdung. Sie lassen sich zwar nicht dauernd hier nieder, aber während der Saisonmonate

sind sie eben doch da und verändern das Gepräge der Heimat.

Zu der physischen kommt die geistige Überfremdung. Sie war früher unvorstellbar groß. In meiner Jugendzeit wurden vom schweizerischen Bürgertum fast nur reichsdeutsche Zeitschriften gelesen. Das Lesebedürfnis der Jugend wurde vor allem mit deutschen Backfisch- und Jungenbüchern befriedigt. «Trotzdem», «Im bunten Rock», und wie sie alle hießen.

Das hat sich zum Glück sehr geändert. In den letzten Jahren ist aber der Verkauf deutscher Zeitschriften wieder sehr stark gestiegen. Leider sind es nicht jene wertvollen Publikationen, die uns Anregung geben könnten, die vor allem Absatz finden, sondern zur Hauptache Blätter mit sehr tiefem Niveau, Ausdruck einer sich auf eine Massenzivilisation stützenden, hemmungslosen finanziellen Einstellung der betreffenden Verleger, wie man sie in der Schweiz selten findet.

Ein Großteil unserer Confédérés liest fast ausschließlich französische Presseerzeugnisse und macht deshalb alle politischen und geistigen Strömungen des Nachbarlandes mit.

Die Überfremdung, wenn sie zu weit geht, höhlt unser Land von Innen aus. Ein Staat, wenigstens ein Staat wie die Schweiz, hat nur dann seine Berechtigung, wenn er eine eigene Lebensform verkörpert. Schaltet er diese mit jener der Nachbarländer gleich, so hat er seinen Daseinsgrund verloren. Es geht deshalb bei der geistigen Landesverteidigung, wie bei der militärischen, um Sein oder Nicht-Sein.

Zahllose Möglichkeiten

Wie soll die geistige Landesverteidigung durchgeführt werden? Selbstverständlich kann es sich nicht darum handeln, daß wir uns gegen Einflüsse aus anderen Teilen der Welt abschirmen. Wir können uns nicht damit begnügen, am eigenen Dauern zu saugen. Gerade in einem kleinen Haus muß man die Fenster öffnen, sonst wird die Luft muffig. Es handelt sich ausschließlich um eine Frage des Maßes. Wir wollen die fremden Einflüsse an uns herankommen lassen, aber wir müssen darauf achten, daß wir sie assimilieren können, daß wir nicht überflutet werden. Ein vollständiger Abschluß wäre übrigens praktisch unmöglich. Eine Diktatur kann einen eisernen Vorhang hinunterlassen, eine Demokratie kann, will und darf das nie tun.

Ganz abgesehen davon, führen auf kulturellem Gebiete negative Maßnahmen selten zum Ziel. Die Aufgabe besteht deshalb nicht darin, das schlechte oder gefährliche Fremde zu bekämpfen, sondern ausschließlich darin, das gute Eigene zu fördern. Geistige Landesverteidigung ist deshalb immer Kulturpolitik.

Wer soll Kulturpolitik treiben?

Soweit der Staat sich damit befaßt, kann die Lösung nicht darin bestehen, die Bearbeitung von Kulturfragen einem bestimmten Departement zuzuweisen, weder beim Bund, noch bei den Kantonen. Eine solche Ansicht ist nur möglich, wenn man einen falschen Kulturbegriff hat. Beim Wort Kultur denken viele Leute vor allem an Literatur, an Kunst und Wissenschaft, an Bibliotheken, Museen, Universitäten. Kultur ist aber nur da, wo diese das ganze Leben umfaßt. Alle Departemente müssen deshalb Kulturpolitik treiben.

Die Bundesbahnen haben selbstverständlich in erster Linie eine verkehrspolitische Aufgabe. Daneben können sie aber in großem Maße Erziehung zur Demokratie betreiben und sie tun es auch.

Jedem, der oft Bahnen im Ausland benutzt, fällt es auf, daß bei uns die Wagen der jetzigen zweiten und früheren dritten Klasse ebenso sauber sind wie diejenigen der ersten. Das ist keine Selbstverständlichkeit, sondern ein Ausdruck demokratischer Gesinnung, der seinerseits wiederum dazu beiträgt, den demokratischen Geist zu fördern. Die Bundesbahnen argumentieren folgendermaßen (ob es sich hier um bewußte Überlegungen oder um gefühlsmäßige Entschlüsse handelt, spielt keine Rolle): «Der Zweitkläßler zahlt weniger; damit die erste Klasse nicht ganz verlassen wird, darf man ihm nicht die gleiche Bequemlichkeit bieten wie dem Erstkläßler, aber er hat Anspruch auf die gleiche Menschenwürde und deshalb auf die gleiche Sauberkeit.»

In gewissen andern, weniger demokratischen Ländern, sind die Wagen der zweiten Klasse nicht nur wie bei uns mit härteren Sitzen ausgestattet, sondern sie werden schlechter instand gehalten, die Fenster weniger sauber gewaschen als in der höheren Wagenklasse, usw. «Die zweite Klasse», sagt man sich dort, «wird ja nur vom „Volke“ benutzt, von zweitrangigen Menschen, die nicht den gleichen Anspruch auf Achtung erheben können.»

Bezeichnenderweise sind in vielen Ländern des Auslandes die Coupés zweiter Klasse auch

schlechter beleuchtet als diejenigen der ersten. Nicht so bei uns.

«Eine gewisse Lichtstärke», sagen sich unsere Bundesbahnen, «ist zum Lesen einfach notwendig, und man darf dem Zweitklassereisenden so wenig zumuten, sich die Augen zu verderben, wie dem Passagier, der 50 Prozent mehr zahlt.» Wieder eine praktische Tat staatsbürgerlicher Gesinnung.

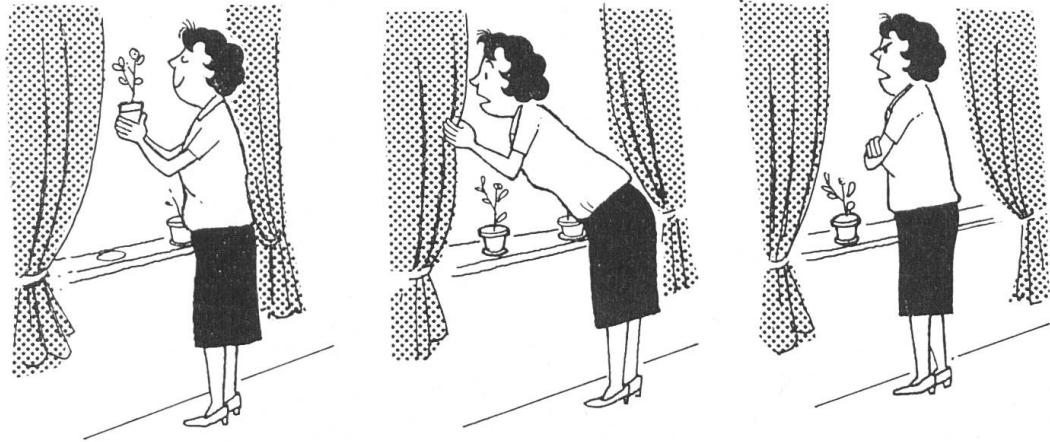
Es mag Länder geben, wo die Kondukteure

(aber nicht nur die Kondukteure) höflicher sind als bei uns. Sicher aber behandelt unser Fahrpersonal die Leute in der zweiten Klasse nicht unhöflicher als diejenigen in der ersten – wieder im Gegensatz zu manchen andern Ländern.

Die Telephonverwaltung kann schweizerische Kulturpolitik betreiben, und sie tut es auch. Als seinerzeit der automatische Zeitdienst (Nr. 161) eingeführt wurde, handelte es

Der kleine Familienfilm

von Hans Moser



Frau schaut zum Fenster hinaus.

Stellt fest: «Ha, da ist Frau Baer im neuen Mantel».

«Immer muss Frau Baer das Neueste tragen, ob es ihr steht oder nicht.»



«Man ist doch eine Persönlichkeit und lässt sich nicht so leicht beeinflussen.»



«Aber mir würde die neue Mode wunderbar stehen.»



«Ich muss unbedingt auch einen solchen Mantel haben.»

sich darum, ein Sprechband für die Apparatur herzustellen. Es wäre möglich gewesen, eine Kopie eines solchen Bandes zu einem billigen Preis aus Deutschland zu kaufen. Die Telephonverwaltung zog es aber vor, durch den Ansager einer schweizerischen Radiostation ein eigenes Band besprechen, also trotz des viel höheren Preises selbst anfertigen zu lassen. Der Betreffende spricht selbstverständlich hochdeutsch, aber mit leichter schweizerdeutscher Färbung. Die Telephonverwaltung demonstriert damit folgendes: «Wir Deutschschweizer benützen zwar in vielen Fällen das Hochdeutsche nicht nur als Schrift-, sondern auch als Verkehrssprache. Wir sind mit dem deutschen Kulturgebiet eng verbunden, aber wir sind eben doch keine Deutschen, weder politische, noch Volksdeutsche.»

Es hat also hier eine technische Behörde bei einer technischen Aufgabe eine eindrucksvolle und praktisch sehr wirksame Tat der geistigen Landesverteidigung vollbracht.

Sogar eine Polizeibehörde kann Kulturpolitik betreiben – auch Polizei und Kultur sind keine Gegensätze. Sie kann den Verkehr so regeln, daß allen Klassen der Bevölkerung ihr Recht auf der Straße gewährleistet wird, den Automobilisten, wie den Velofahrern, wie den Fußgängern. Dadurch wirkt sie im Sinne der richtigen staatsbürgerlichen Erziehung für Ordnung, unter Anerkennung der Freiheit.

Die Verkehrsregelung kann aber auch in undemokratischem und unschweizerischem Sinn erfolgen, so, daß der Fußgänger in die Rolle des lästigen Hindernisses gedrängt wird, daß er die Straße nur noch in würdelosem Laufschritt wie ein gehetztes Wild überschreiten darf. Das ist undemokratisch und erinnert an jene Epochen, wo die Mächtigen zu Pferd durch die Straßen trabten, so daß das niedere Volk kaum Zeit hatte, in den Gräben zu springen.

Man muß also bei der geistigen Landesverteidigung immer wieder in Erinnerung rufen, daß es nicht nur um Maßnahmen zur Stützung des schweizerischen Schrifttums, der Malerei, das heißt der Kultur im engeren Sinne geht, sondern um eine Förderung schweizerischer Lebensformen, eines schweizerischen Verhaltens. Tausend kaum beachtete Kleinigkeiten machen den schweizerischen Lebensstil aus.

Aus diesem Grund ist nicht nur die öffentliche Hand berufen, geistige Landesverteidigung zu treiben. In letzter Linie muß der eigentliche Träger der Kulturpolitik der einzelne

Bürger und die einzelne Bürgerin bleiben. Die Familie ist immer noch die beste Verwalterin der kulturellen Tradition.

Sich selber treu

Wird dadurch die Schweiz nicht provinziell?

Im Gegenteil. Gerade das macht ja den Provinzler aus, daß er alles aus zweiter Hand bezieht. Er starrt gebannt auf das, was in der bewunderten Hauptstadt geschieht. Statt selbst etwas Eigenes zu schaffen, lebt er von der Nachahmung.

Nur wer eigene Lösungen sucht und findet, rückt in den Mittelpunkt. Nur dadurch, daß wir uns selber treu bleiben, wird die Grundlage für echte Leistungen geschaffen, nur unter dieser Voraussetzung können sich die schöpferischen Kräfte entfalten. Und nur dann erfüllen wir nicht nur unsere Aufgabe uns, sondern auch der Welt gegenüber.

Es gibt für eine Nation, wie für den einzelnen Menschen, verschiedene Arten der Selbstbehauptung. Die Dänen sind heute ein durch und durch unkriegerisches Volk. «Das ist», sagte mir ein patriotischer Däne – nicht der junge Mann, den ich anfangs zitierte – «unsere Schwäche und unsere Stärke. Die Dänen sind wie das Gras, das sich in jedem Sturm beugt, aber immer wieder aufrichtet. Deshalb ist Dänemark unzerstörbar.»

Die Schweizer haben zur militärischen Abwehr eine andere Einstellung, müssen eine andere Einstellung haben. Weil wir keine nationale Sprache, keine nationale Einheitskultur haben, können wir es uns nicht leisten, nachzugeben, in der Hoffnung, wenn sich das Gewitter verzogen hätte, könnte das Land ohne weiteres wieder auferstehen. Unsere militärische Landesverteidigung beruht deshalb auf der Idee des Widerstandes bis zum Äußersten. Deshalb sind wir auch bereit, große Opfer für unsere Armee auf uns zu nehmen.

Auf dem Gebiet der geistigen Landesverteidigung ist die Lage Dänemarks jener der Schweiz ähnlicher, wie es der Defaitismus zeigt, der bei einem Teil der dänischen Jugend vorhanden ist. Aber vielleicht haben es die Dänen leichter, wegen ihrer einheitlicheren Kultur und Sprache, und weil sie aus geographischen Gründen weniger von der Gefahr der Überfremdung bedroht sind.

Dem Mutigen hilft Gott

Die Zukunft ist mit einem dunkeln Schleier verhängt. Es ist möglich, oder sogar wahrscheinlich, daß die europäischen Nationalstaaten in ihrer jetzigen Form nicht mehr Jahrhunderte, oder auch nur Jahrzehnte bestehen bleiben werden. Die unbeschränkte Souveränität, wie sie das 19. Jahrhundert kannte, läßt sich kaum mehr aufrecht erhalten. Trotzdem wird ein Teil der jetzigen Nationen, wenn auch vielleicht in etwas anderer Gestalt, weiter bestehen bleiben, denn es hat sich deutlich gezeigt, daß eine einheitliche Menschheitskultur nicht erreicht werden kann, ja nicht einmal erstrebenswert ist.

Es ist aber auch durchaus nicht gesagt, daß die Entwicklung dazu führt, daß in einiger Zeit nur noch ein paar Großstaaten übrig bleiben. Je mehr die Welt zusammenrückt, umso größer ist das Bedürfnis des Menschen nach kleineren, überblickbaren Einheiten, wo er verwurzeln kann. Dieses Bedürfnis befriedigt der Kleinstaat in besonderem Maße. Es ist deshalb anzunehmen, daß es neben den großen immer auch kleine Staaten geben wird, wenn auch diese wegen ihrer Schwäche in besonderem Maße gefährdet sind.

Welche der heutigen Kleinstaaten die kommenden Veränderungen überleben werden, hängt nicht nur vom Schicksal ab, sondern auch in weitgehendem Maße vom Lebenswillen der betreffenden Völker.

Das darf uns zuversichtlich stimmen. Die schweizerische Eidgenossenschaft ist kein durch Diplomaten am grünen Tisch geschaffener, künstlicher Staat. Das Zusammengehörigkeitsgefühl der Schweizer liegt in Tiefen, die vom Verstand nicht mehr erfaßt werden können. Immer in Zeiten der Gefahr beginnen deshalb verschüttete Quellen überreich zu fließen, kommen verborgene Kräfte ans Tageslicht. Unser großer Geschichtsschreiber Johannes von Müller hat einmal gesagt: «Die Eidgenossen waren nie im Stande, etwas für die gemeinsame Wohlfahrt zu opfern, außer in Schlachten ihr Leben.» Das hat sich geändert. Der letzte Weltkrieg stellte eine Bewährungsprobe dar, die das Schweizervolk in einer Art bestanden

hat, wie es selbst Optimisten kaum für möglich hielten. So wird es auch in Zukunft sein.

Ich habe kürzlich einen Vortrag eines führenden Wirtschaftsfachmannes über «Die Schweiz und die europäische Integration» gehört. Der Redner erwähnte dabei die Gefahren, die unserem Lande durch die Gründung der europäischen Wirtschaftsgemeinschaft drohen, vor allem die Möglichkeit einer wirtschaftlichen Isolierung. Dabei bemerkte der durchaus nüchterne Referent beiläufig, man brauche aber deswegen nicht allzu viel Angst zu haben, denn es sei ja eine bekannte Tatsache, daß sich das Schweizervolk bei drohender Gefahr immer eng zusammenschließe und bereit sei, bedeutende Opfer auf sich zu nehmen.

Wir sind nicht besser als andere Nationen, nicht bräver, nicht intelligenter, aber wir sind mit unserem Staat auf tiefere Weise verbunden als viele andere Völker.

Es erschüttert mich immer wieder, wenn ich feststellen kann, wie auch an Orten, wo man das am allerwenigsten erwarten würde, zum Beispiel bei Zusammenkünften von Delegierten gegnerischer Berufsverbände, wo es um die Verfechtung rein wirtschaftlicher Interessen geht, eine geheimnisvolle Querverbindung besteht, wie zwischen den Mitgliedern der gleichen Sekte.

Auch die heutigen Eidgenossen, mögen sie ständig eine wichtigtuerische Aktenmappe mit sich tragen und an Sitzungen um Prozente feilschen, mögen sie in großen Automobilen durch das Land rasen, um möglichst rasch die ersehnte Pouletwirtschaft zu erreichen, mögen sie als Billetteure selbstzufrieden in Großraumwagen den Fahrgastfluß antreiben oder ihre Mitmenschen ärgern, indem sie das Zeichen zur Abfahrt geben, sobald jemand herbeieilt kommt, um noch einzusteigen, mögen sie als übergenaue Hausfrauen den ganzen Tag mit Putzen und Kochen verbringen, oder wie lebendige Titelseiten von Modejournalen in engen Badkleidern und grell lackierten Zehennägeln in den Strandbädern liegen – irgend etwas schwer Faßbares, Geheimnisvolles verbindet alle diese Menschen, macht sie zu Eidgenossen.

Deshalb darf man der Zukunft unseres Vaterlandes mit Zuversicht entgegenblicken.